

(Nachdruck verboten.)

5]

## Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

### Zweites Kapitel.

(Sonntagsruhe und Sonntagsgeschäft; der gute Hirte und die bösen Schafe; die Schnepfen, die ihr Teil bekamen, und der Knecht, der die Kammer bekam.)

Als Carlsson am Sonntagmorgen beim Gähnschrei erwachte, waren alle Betten leer, und die Mädchen standen im Unterrock am Herd, während die Sonne voll und blendend in die Küche schien.

Carlsson fuhr schnell in die Hofen und ging hinaus, um sich zu waschen. Da sah bereits der junge Norman auf einem Strömungsfaß und ließ sich von dem allkundigen Rundqvist die Haare schneiden. Rundqvist hatte ein reines Vorhemd angezogen, das so groß wie eine Tageszeitung war, und seine besten Stiefel hatte er auch an.

Bei einem eisernen Kochtopf, der seine Füße verloren hatte und deshalb Waschküffel geworden war, mußte Carlsson mit einem Häuflein grüner Seife seine Sonntagswäsche vornehmen.

Im Stubenfenster zeigte sich Gustavs sommersprossiges Gesicht eingeseift; vor einem Stück Spiegel, das unter dem Namen „Sonntagsgucker“ bekannt war, fuhr er mit dem im Sonnenschein blitzenden Rasiermesser unter furchtbaren Grimassen hin und her.

„Geht Ihr heute in die Kirche?“ fragte Carlsson zum Morgengruß.

„Nein, wir kommen nicht so oft ins Gotteshaus,“ antwortete Rundqvist. „Wir haben zwei Rudermeilen hin und ebenso viele zurück, und man muß den Ruhetag nicht mit unnützer Arbeit entheiligen.“

Dotte kam heraus, um Kartoffel zu waschen, während Klara nach dem Vorratsschuppen ging, um aus dem Winterfaß gefalzene Fische zu holen. In diesem sogenannten „Familiengrab“ waren alle kleinen Fische, die im Netz oder Fischkasten getötet waren und nicht aufbewahrt werden konnten, eingesalzen, durcheinander, ohne Ansehen der Person, um für den täglichen Bedarf des Hauses zu dienen. Da lagen blasse Blöße Seite an Seite neben roten Kotalgen, Wliden, Kaulbarsche, Seehasen, Barsche, kleine Bratbechte, Schollen, Schleie, Quappen, Maränen. Alle hatten einen Schaden: eine zerfetzte Kieme, ein ausgehactes Auge; einen Hieb im Rücken, der von einer Fischgabel herriührte; andere hatten einen Fußtritt auf den Bauch erhalten; und so weiter.

Klara nahm einige Hände voll, wusch das meiste Salz aus und tat die Gesellschaft in den Kochtopf.

Während das Frühstück auf dem Feuer stand, hatte Carlsson sich angekleidet und machte nun einen Rundgang, um sich den Hof anzusehen.

Das Haus, das eigentlich aus zweien zusammengebaut war, lag auf einer Anhöhe am südlichen und inneren Ende der langen, ziemlich seichten Bucht einer freien Meeresfläche. Diese Bucht schnitt so tief ins Land, daß man das große Meer nicht sah, sondern glauben konnte, man sei an einem kleinen Binnensee im Innern des Landes. Die Hänge der Höhe senkten sich zu einem Tal nieder mit Weidegründen, Wiesen, Hag, die mit Laubwald, Birke, Eiche, Erle, eingefaßt waren. Die nördliche Seite der Bucht war durch eine mit Fichtenwald bewachsene Höhe gegen die kalten Winde geschützt, und die südlichen Teile der Insel bestanden aus Kieferngeländen, Birkenhagen, Mooren, Sümpfen; zwischen denen war ein Stück Acker hier und dort angelegt.

Auf der Höhe stand neben dem Wohnungshaus der Vorratsschuppen; ein Stück davon lag das neue Haus, die „Großstuga“, ein rotes, ziemlich großes Blockhaus mit Ziegeldach. Der alte Hlod hatte es sich für's Altenteil errichtet; jetzt stand es unbewohnt, weil die Alte allein dort nicht haufen wollte; auch unnötig viele Feuerstätten dem Wald zu sehr zugesetzt hätten.

Weiterhin, dem Hag zu, lagen Viehstall und Scheune; in einem Gehölz stattlicher Eichen hatten Darrstube und

Keller ihre schattigen Plätze; und ganz hinten an der südlichen Wiese war das Dach einer verfallenen Schmiede zu sehen.

Unten, am inneren Ende der Bucht, standen die Seeschuppen bis an die Landungsbrücke; dort war auch der Hafen für die Boote.

Ohne die Schönheiten der Landschaft zu bewundern, war Carlsson doch von dem Ganzen angenehm überrascht. Die fischreiche Bucht, die ebenen Wiesen, die vor Winden geschützten und gerade richtig abfallenden Felder: alles versprach guten Ertrag, wenn nur eine starke Hand die Kräfte in Bewegung setzte und die vergrabenen Schätze ans Tageslicht brachte.

Nachdem er hierhin und dorthin geschlendert, wurde er in seinen Betrachtungen durch ein schallendes „Halloh“ unterbrochen, das vom Vorbau ausging, von Buchten und Feldern widerhallte und gleich darauf von Scheune, Hag und Schmiede im selben Ton beantwortet wurde.

Es war Klara, die zum Frühstück rief.

Bald saßen die vier Männer um den Küchentisch, auf dem frischgekochte Kartoffeln, gefalzener Fisch, Butter, Roggenbrot und, da es Sonntag war, Branntwein stand. Die Alte ging umher und forderte die Männer auf, zuzulangen; auch warf sie dann und wann ein Auge auf den Herd, wo jetzt für Hühner und Ferkel gekocht wurde.

Carlsson hatte an der oberen Schmalseite des Tisches Platz genommen, Gustav die eine, Rundqvist die andere Breitseite, Norman die untere Schmalseite gewählt; man wußte eigentlich nicht, wer den Ehrenplatz hatte, sondern glaubte die vier Sprecher eines Ausschusses vor sich zu haben. Doch führte Carlsson das Wort, und seine Aussprüche betonte er, indem er mit der Gabel auf den Tisch aufstieß. Er sprach von Landwirtschaft und Viehzucht; aber Gustav antwortete entweder überhaupt nicht oder mit Fischfang und Jagd. Norman unterstützte ihn dabei, und Rundqvist spielte den unparteiischen Sonderer, warf dann und wann einen Scheit ins Feuer, damit kein Friede auffam, blies die Flamme an, wenn sie erlöschen wollte, stichelte nach rechts und stichelte nach links, bewies der Gesellschaft, daß sie alle gleich dumm und unwissend seien, daß er allein den Verstand gepachtet habe.

Gustav antwortete Carlsson niemals direkt, sondern wandte sich immer an seinen Nachbar; Carlsson sah ein, daß er von ihm keine Freundschaft zu erwarten habe.

Norman, der Jüngste, vergewisserte sich erst immer, daß er am Hausherrn einen Rückhalt hatte; nach dem sich zu richten, war immer das sicherste.

„Ferkel aufziehen, wenn man keine Milch hat, das lohnt nicht, lehrte Carlsson; und Milch kann man nicht bekommen, ohne daß man Alee in die Herbstsaat säet. In der Landwirtschaft muß Kreislauf sein; eines muß auf das andere folgen.“

„Das ist ganz wie beim Fischen, nicht wahr, Norman, wandte sich Gustav an seinen Nachbar. Man kann nicht die Strömungsneke sehen, ehe nicht die Schollen aufgehört haben; und man kriegt keine Schollen, ehe der Hecht nicht gelächelt hat. Das eine folgt aufs andere, und wenn man das eine fahren läßt, fängt das andere an. Ist es vielleicht nicht so, Norman?“

Norman stimmte ohne Widerstreben bei und wiederholte zur Sicherheit den Endreim, als er merkte, daß Carlsson zurückschlagen wollte:

„Ja, so ist es: das eine fängt an, wenn man das andere fahren läßt.“

„Wer läßt einen fahren?“ rief Rundqvist dazwischen, der die gute Gelegenheit nicht vorbeigehen ließ.

Carlsson, der den Schwanz eines Kotalges zwischen den Zähnen hatte, machte heftige Gebärden mit den Armen, um das Gespräch wieder nach seiner Seite zu wenden. Zus Grinsen der anderen aber mußte er einstimmen, obwohl sie mehr aus Schadenfreude grinsten, daß die Landwirtschaft beiseite geschoben wurde, als über den billigen Wit.

Von seinem Erfolg ermuntert, machte Rundqvist Variationen über das glücklich gefundene Thema; ein ernstes Wort fand keinen Zuhörer mehr.

Als das Frühlingsfest zu Ende war, kam die Alte und hat Carlsson und Gustav, mit ihr nach dem Viehstall und auf die Felder zu gehen, um über die Verteilung der Arbeit zu sprechen und zu beraten, was zu tun sei, um den Hof in besseren Stand zu bringen. Danach würden sich alle in der Stube versammeln, um die Predigt zu lesen.

Hundqvist legte sich beim Herd aufs Holzsofa und steckte sich eine Pfeife an. Norman nahm seine Handharmonika und setzte sich in den Vorbau, während die anderen nach dem Viehstall gingen.

Carlsson fand mit einer gewissen Befriedigung seine schlimmsten Befürchtungen übertroffen. Zwölf Kühe lagen auf den Knien und fraßen Moos und Stroh, da das Futter zu Ende war. Jeder Versuch, sie aufzurichten, war unmöglich; nachdem Carlsson und Gustav sie auf die Beine zu bringen versucht, indem sie ihnen eine Bohle unter den Bauch schoben, überließ man sie vorläufig ihrem Schicksal.

Carlsson schüttelte bedenklich den Kopf, wie ein Arzt, der ein Sterbebett verläßt, sparte aber seine guten Ratschläge und Verbesserungsvorschläge für später auf.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Kraftspruch.

Von M. Marco.

Der Frühling war ins Dorf gekommen, genau so, wie er jedes Jahr kam: mit dem herben Geruch saftgeschweller Äpfel über der Landstraße, mit dem Schrällen der Pfeifchen, die sich die Jugend aus Baumrinde fertigte, mit frischem Wiesengrün im Tale und dem Wimbambam und Klingkling der Stuhlglocken, das von den Berghängen unermüdlich ins Tal hinabklang durch die offenen Fenster in alle Stuben, zu den Frauen in Gärten und Küchen, zu den Alten in den Lehnstühlen, zu den Kindlein in der Wiege.

Es klang auch zu Anton Haberlamp, der vor seiner Haustür saß und Brennholz haackte. Der herbe Geruch des Frühlings umstreichelte mit dem Winde sein etwas verb geratenes, gutmütiges Gesicht und kitzelte wohl etwas zu frech die breite Nase, denn Anton Haberlamp stieß mit einem Male ein erderschütterndes Prusten aus.

Von jenseits des Zaunes, der sich linker Hand hinzog, rief eine grobe Stimme: „Prost Anton! Du hiäß woll gestern wiew te laut ummer de Dadrüppel stohn?“

Das gutmütige Gesicht Antons wurde purpurrot und nahm einen Ausdruck von Mißtrauen, Verlegenheit und Wut an. Eine Antwort gab er nicht.

Nun grinste das Gesicht des Sprechers über den Zaun. Es war der Knecht vom Nachbarhofe. „Wie foiert dün Awend all no Dullenduarig te Danze. Unse Wut un wie Knechte un Mägde. Blot uns Linelen blivt tehäm. It wollt di blot seggen, villicht west et besaillen.“

Anton fuhr auf. „Kerel,“ leuchte er. Der Knecht grinste boshaft und verschwand.

Anton ließ sich wie fassungslos wieder auf seinem großen Holzblock niederfallen. Sein Gesicht wurde immer verbissener.

Doch er bedachte, daß er, Zimmermeister Anton Haberlamp, Dreihüger, Hausbesitzer, wohlhabend und geachtet, hier auf seinem Holzplatz sozusagen vor den Augen des ganzen Dorfes sitze. Er nahm sich zusammen. Sollte man noch mehr über ihn reden und lachen?

„Dummerfiel! Dummerfiel!“ murmelte er.

Er, Anton Haberlamp, der auf Erden nichts fürchtete als das Gespött und Gerede der Leute, er mußte es sich gefallen lassen, daß sein Name durch alle Mäuler ging.

Aber es geschah ihm recht, so haberte er mit sich selbst. Wie konnte er, der so lange das Weibervoll sich immer zehn Schritte vom Leibe gehalten hatte als eine Sache, der nie zu trauen ist — wie konnte er auch so toll und blind sich in diese Vire vergaffen? So vergaffen, daß er glaubte, ohne sie nicht mehr leben und nicht arbeiten zu können.

Ja, wie?

Im Herbst war sie auf den Nachbarhof gekommen aus einer entfernten Gegend. Weiter wußte man nichts von ihr. Niemand kümmerte sich um sie.

Auf dem Nachbarhofe war ein loses Regiment. Der Bauer war zweiundzwanzig und seine gelähmte Mutter schleppte sich auf zwei Krücken durchs Haus. So konnte es nicht fehlen, daß das Gesinde nachlässig war. Stundenlang schwatzten die Mädchen über den Zaun herüber mit den Nachbarinnen, dicht an Anton Haberlamps offenem Werkstattfenster, das er dann oft voll Zorn und Wut zuschlug.

Am meisten ärgerte er sich über das, was sie sprachen. Ja, wahrhaftig: langes Haar und kurzen Verstand! Verständig, ordentlich, ernst zu sprechen, das brachten sie nie fertig. Meistens wurde eine Freundin oder Nachbarin durchgehohlet.

Aber Linelen lehnte sich niemals übern Zaun. Daß sie so still und fleißig war, das war das erste, was ihm an ihr gefiel. Unverdrossen arbeitete sie, unbekümmert um Lob oder Tadel, aus dem Ernst und der Stille ihres Gemüths heraus.

Allmählich bemerkte er auch, daß sie ein stattliches, schönes, stuhres Mädchen war. Und wenn sie mit hochgeschürztem, fliegendem Rock in Hof und Ställen herumging, so schaute er gern und mit Wohlgefallen an ihr herunter.

Dann traf es sich, daß er ein paar Wochen auf dem Nachbarhofe zu arbeiten hatte, und in dieser Zeit waren sie einander immer näher gekommen.

Er war ganz mit sich im Reinen, daß er sie heiraten wollte, wenn ihr Dienstjahr zu Ende war. Gesagt hatte er es ihr noch nicht, aber er war überzeugt, daß sie es dennoch wußte, und sie hatte auch nichts dagegen gehabt, sich von ihm abends auf dem dunklen Tenne hin und wieder im Vorbeilaufen drücken und küssen zu lassen.

Und die Bäuerin wußte es und der Bauer; die Knechte und Mägde und das ganze Dorf wußten es, und alle meinten, daß die hereingeschneite Magd ein unerhörtes Glück mache.

Anton aber meinte von sich daselbe. Tausend, so eine, so still und schön, so fleißig und verständig fand man nicht auf hundert Meilen, und wenn man mit doppelter Brille suchte. Wie anders würde es sein, wenn sie sein Haus besorgte, anstatt der alten, halbtauben und halbblinden Haushälterin.

Soweit war alles in Ordnung. Auf den Frühling hatte er sich gefreut, wie er es als kleiner Junge getan hatte und dann nicht mehr. Und wie erst auf den heutigen Tag! Er wollte mit ihr nach Dollendorf zu Tanz und sie schwingen und Karussell mit ihr fahren, mit seinem Linelen, und ihr Zuderherzen mit schönen Sprüchen und himmelblaue Bänder kaufen, wie sie zu ihrem blondem glatten Haar so gut ließen.

Und nun saß er statt dessen hier und spaltete Brennholz. Zu einer anderen Arbeit konnte er seine Gedanken überhaupt nicht zusammenbringen.

Und was war denn geschehen?

Als der Zimmermeister Anton sich so offenkundig um die Magd betwarb, geschah es, daß sich die Leute mehr als vorher um ihr Tun kümmerten.

Und so war denn vor acht Tagen ein böses Gerede durchs Dorf gelaufen. Ueberall öffnete man ihm bereitwillig die Tür und horchte mit Wonne, was es zu erzählen wußte.

Am schnellsten, am lautesten und mit wollüstigem Maulausflappen aber kam es zu Anton, der fast erstarrte vor ihm. Was sagte es?

Mit Linelen war es aus. Sie hatte ein Kind, das ein Jahr alt war und bei ihren Eltern aufgezogen wurde.

In der Frühe des folgenden Tages sah er sie, als er aus dem Hause trat. Sie kam von der Holzstelle ihres Bauern, eine Schürze voll Brennholz tragend. Er wandte sich ab und sagte nichts, und sie sah, daß er alles von ihr wußte.

Armes Linelen!

Armer Anton!

Zu den acht Tagen, die seit dieser Begegnung gegangen waren, hatte er einen sonderbaren Zustand durchgemacht.

Zuerst haßte er sie beinahe.

Wie gesagt, Anton fürchtete nichts so als der Leute Gerede und es war ihm ein unheimlicher Gedanke, daß nun sein alter ehrlicher Name durch alle Wirtsstuben über Land und Sand getragen wurde. Auf jedem Gesichte glaubte er Spott und Hohn zu lesen und war während auf die, die das alles angestellt hatte.

Dann bemühte er sich, sie zu verachten. Nicht wegen des Kindes — lieber Himmel, das passierte vielen — aber wie hatte sie sich von ihm drücken und küssen lassen können, mit diesem Geheimnis im Herzen? Wie hatte sie mit ihrem unschuldigen Gesicht ihn so betrügen können?

Da sah er sie eines Tages, als er verstohlen hinüber sah, über den Hofplatz gehen und sah auch, daß sie ein vertieintes Gesicht hatte, und da war es mit einemmal mit der Berachtung aus. Wer weiß, was sie durchgemacht hatte. Sie war immer so still gewesen, ein bißchen scheu.

Eines Tages ertappte er sich dabei, daß er dachte: „Du arms Ding! Du saß nu biätter hewwen.“

(Schluß folgt.)

## Naturwissenschaftliche Uebersicht.

(Vererbung und Vererbungsregeln.)

Von Dr. C. L. Hering.

Warum sehen wir unseren Eltern ähnlich? Wie kommt es, daß bisweilen selbst unbedeutende individuelle Eigentümlichkeiten, ein Muttermal, die Farbe des Haares, ein verkrümmtes Glied mit zäher Konstanz vom Vater oder Mutter auf die Kinder und von diesen weiter auf Enkel und Urenkel getreulich übertragen werden? Das alles sind Fragen, die die Naturforscher und Philosophen zu allen Zeiten beschäftigt haben, auf die wir aber bis zum heutigen Tage noch keine ganz befriedigende Antwort erlangen konnten.

Es gibt zwei Wege, um in das geheimnisvolle Gebiet der

Vererbung einzudringen und der Natur ihre Mäffel abzutrocknen. Der eine, der schon bald nach der Erfindung des Mikroskopes mit gewissem Erfolge beschritten wurde und dem folgend wir gerade im verfloffenen Jahrhundert reiche und bedeutungsvolle Erkenntnisse erwarben, ist die Zellforschung. Ihr verdanken wir Aufschluß über den feinsten Bau der Geschlechtszellen und die verwinkelten Vorgänge, die sich am Ei und männlichen Samenfaden vor und während des Befruchtungsvorganges abspielen. Auf diesem Wege sind wir zu der Auffassung gelangt, daß gewisse in dem Kerne der Eizelle und dem Kerne des Samenfadens gelegene Stäbchen, die sogenannten Chromosomen, die Träger der Erbinformation sind. Auf Grund dieser Forschungen nimmt man jetzt an, daß jedem selbständig vererbaren Merkmale auch eine besondere selbständige Anlage, ein Determinant, entspricht, der in den Chromosomen der Geschlechtszellen gewissermaßen verankert liegt. Ueber die Natur dieser Anlageteilchen selbst vermögen wir uns freilich keine klare Vorstellung zu bilden. Bei der Befruchtung vereinigen sich die Anlagen für die mütterlichen mit denen für die väterlichen Eigenschaften, um dann bei der fortschreitenden Entwicklung, die ja, wie wir aus früheren Ueberblicken wissen, in den Hauptzügen in nichts anderem als in einer fortwährenden Teilung und Vermehrung der Eizelle besteht, auf sämtliche Körperzellen, aus denen sich die Organe und Gewebe des fertigen Tieres zusammensetzen, übertragen zu werden. Wir können uns vorstellen, daß zwischen dem elterlichen Anlageteilchen ein Wettstreit stattfindet, von dessen Ausgang es abhängt, ob das Kind später eine väterliche oder eine mütterliche Eigenschaft zur Schau tragen wird.

Das zweite Mittel, um uns über den Vererbungs Vorgang Aufklärung zu verschaffen ist das Experiment, der planmäßig durchgeführte Züchtungsversuch an Tieren und Pflanzen. Wenn endlich die Ergebnisse, zu denen wir auf diesen beiden so verschiedenen Wegen gelangen, in Einklang miteinander stehen, ist das ein schöner Beweis, daß wir der Wahrheit auf der Spur sind. Heute wollen wir uns nun mit einigen der wichtigsten Vererbungsexperimente beschäftigen.

Es ist bereits mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, seit dieser letzte Pfad von dem Augustinerpater Gregor Mendel mit überraschendem Erfolge beschritten wurde. Nachdem diese bedeutsamen Versuche jahrzehntlang vollständig der Vergessenheit anheimgefallen waren, wurden sie plötzlich fast gleichzeitig vor wenigen Jahren von drei unserer hervorragendsten Botanikern, von Correns, de Vries und Tschermak wieder entdeckt und durch neue umfassende Versuche bestätigt.

Zu seinen wichtigsten Experimenten verwandte Mendel hauptsächlich Erbsen, die sich in verschiedenen Merkmalen, in der Gestalt der reifen Samen, in der Stellung der Blüten, der Blütenfarbe usw. unterscheiden. Zuerst wurde durch eine zweijährige Kultur nachgeprüft, ob sich die Sorten auch in ihren Charakteren, die der Beobachtung unterzogen werden sollten, beständig erwiesen und nur, wenn dieses zutrifft, wurden sie zur weiteren Zucht benutzt.

Viele Jahre experimentierte Mendel in der Stille. Erst nachdem er mehr als 10 000 Kreuzungsversuche ausgeführt hatte, trat er mit seinen Resultaten an die Öffentlichkeit. Hier sollen nur einige der wichtigsten Versuche an ganz einfachen Beispielen sowohl von Mendel wie von neueren Forschern besprochen werden.

Am einfachsten liegt der Fall, wenn sich die beiden zur Kreuzung herangezogenen Eltern nur in einem Merkmale, etwa in der Blütenfarbe, unterscheiden. Es kommen dann zwei entsprechende Merkmale: eins vom Vater, eins von der Mutter in Betracht, die man zusammen als ein „Merkmalspaar“ bezeichnet. Kreuzt man z. B. eine rotblühende und eine weißblühende Erbsen, so bildet die Blütenfarbe „rot“ und „weiß“ ein Merkmalspaar. Die Bastarde oder Hybriden, die aus einer solchen Kreuzung hervorgehen, sind sämtlich rotblühend, sie schlagen alle dem einen der beiden Eltern nach und lassen sich in ihrem Aussehen in keiner Weise von diesem unterscheiden. Die weiße Blütenfarbe scheint vollkommen verloren zu sein. Züchtet man jetzt jedoch diese rotblühenden Bastarde weiter und befruchtet sie mit ihrem eigenen Blütenstaube, so ereignet sich etwas sehr Ueberraschendes. Obwohl in diesem Falle beide Eltern rote Blüten trugen, entstehen aus den Keimlingen nur noch zu 75 Proz. rotblühende Nachkommen, während bei dem Rest die unterdrückte weiße Blütenfarbe wieder in voller Reinheit zum Vorschein kommt. Führt man die Zucht noch weiter, dann zeigt es sich, daß sich die weißblühende Bastardform bei Selbstbefruchtung von nun ab beständig erhält und stets wieder weißblühende Nachkommen erzeugt. Bei der rotblühenden Sorte dagegen findet unter den gleichen Bedingungen in allen folgenden Generationen immer die gleiche Spaltung statt, das heißt, es entstehen nur zu 75 Proz. rotblühende Spaltende, zu 25 Proz. aber weiße in ihrer Farbe beständige Erbsen.

Aus dieser und zahlreichen entsprechenden Tatsachen zog Mendel bereits den Schluß, daß für jedes selbständig vererbare Merkmal der Eltern in deren Erbmasse eine selbständige Anlage vorhanden sein müsse, daß sich bei der Kreuzung und Befruchtung diese Anlagen zu einem „Anlagepaar“ zusammenschänden und daß dann endlich bei der weiteren Entwicklung das Merkmal des einen der beiden Eltern das des anderen verdecke. In der Wissenschaft bezeichnet man das vorherrschende als das dominierende, das unterdrückte als das rezessive Merkmal und diese auffallende Tatsache als die Prävalenzregel.

Nun besitzt aber diese Regel keine allgemeine Gültigkeit. Wir kennen zahlreiche Fälle, bei denen die Bastarde erster Generation eine Mischform darstellen und die fraglichen Merkmale der Eltern

vereint zur Schau tragen. Auch für diesen zweiten Fall soll hier noch ein Beispiel, das der schönen Wunderblume, *Mirabilis Jalapa*, Platz finden. Kreuzt man von dieser Pflanze eine rotblühende Art mit einer weißen, dann besitzen die Bastarde *hell-rosa* Blüten.

Wenn man diese Hybriden unter strenger Selbstbefruchtung weiterzüchtet, macht sich wieder die merkwürdige „Mendelsche Spaltung“, diesmal aber in einem etwas abweichenden Verhältnis bemerkbar. Die zweite Bastardgeneration liefert nämlich drei verschiedene Arten von Pflanzen. Die Hälfte aller Nachkommen zeigen die hellrosa Blütenfarbe, der Rest trägt zu 25 Proz. rote, zu 25 Proz. weiße Blüten. Doch nur die hellrosa Bastarde „mischen“ in der Weiterzucht, d. h. sie spalten auch weiterhin immer je 25 Proz. weiße und rote Pflanzen ab, während die zu der Farbe der Ausgangsformen zurückgekehrten Bastarde ihre Farbe in allen späteren Generationen beständig bewahren. Dieser Fall zeigt die Mendelsche Spaltungsregel sogar noch viel deutlicher als das Beispiel von den Erbsen, da hier die Spaltung nicht durch das Dominieren des einen Merkmales verschleiert wird.

Ist es nicht seltsam, wenn bei der Kreuzung zweier in einem Punkte von einander abweichender Rassen das Merkmal des einen Erzeugers in der ersten Bastardgeneration vollständig verloren geht oder wie bei der Wunderblume nur Zwischenformen entstehen, in der zweiten Geschlechterfolge plötzlich jedoch die scheinbar ausgelöschten oder wenigstens mit einander vermischten Charaktere wieder rein und in einem so fest bestimmten Mengeverhältnis hervorspringen? Vermag spekulative Ueberlegung dafür wohl eine andere Erklärung zu finden als die, zu der schon Gregor Mendel gelangte? Nur wenn wir annehmen, daß die betreffenden beiden Anlagen der elterlichen Organismen, die sich während der Befruchtung in dem Ei zu einem Anlagenpaar zusammenschänden, später, wenn die Bastarde zur Bildung ihrer Geschlechtszellen schreiten, wieder auseinandergeführt werden, so daß die eine Hälfte der Geschlechtszellen nur die Anlagen für das väterliche Merkmal, die andere Hälfte nur das für die mütterliche überliefert erhält, läßt sich ein Verständnis für diese Spaltung gewinnen. Die Keimzellen der Bastarde besitzen also nicht wie die beschriebene Eizelle, aus der sie sich entwickelten, auch einen Bastardcharakter, sondern es werden wenigstens in Hinsicht auf das in Frage stehende Merkmalspaar reine Keimzellen gebildet. Wie aber die eingangs erwähnte Annahme, daß jedem selbständig vererbaren Merkmale auch eine selbständige Anlage in der Erbmasse entsprechen müsse, so steht auch das Ergebnis, zu dem wir hier geführt wurden, mit den modernen Resultaten der Zellforschung im besten Einklange.

Auch aus der Reihe der höheren Tiere und beim Menschen sind Fälle, die der menschlichen Vererbungsregel folgen, seit langem bekannt, doch erst neuerdings konnten sie richtig bewertet werden. So haben sich die Hühnerzüchter schon seit Jahren den Kopf zerbrochen, wie es läme, daß die sogenannten blauen Andalusier, deren Zucht namentlich in England eifrig betrieben wird, sich niemals rein fortpflanzen. Auch bei den besten Stämmen sind immer nur etwa die Hälfte der ausschließenden Zungen blaue Andalusier, während der Rest gefleckt oder schwarz ist. Am merkwürdigsten erwidern es aber den Züchtern, daß sowohl die schwarzen wie die gefleckten Tiere sich bei der Weiterzucht in ihrer Farbe beständig zeigen, die blauen dagegen stets wieder verschiedenfarbige Nachkommen liefern. Paart man aber schwarze und gefleckte Andalusier, dann erhält man in der ersten Generation nur blaue Hühner. Es kann heute keinem Zweifel unterliegen, daß wir es hier wieder mit einem ganz typischen „Mendelschen Falle“ zu tun haben, der etwa dem Verhalten der beiden Rassen der Wunderblume gleichzusetzen wäre. Doch wir wollen es hier der Beispiele genug sein lassen. Wenn uns die Vererbungserscheinungen auch noch zahlreiche Mäffel aufgeben, es gibt doch wenigstens schon eine große Anzahl von Fällen, die unserem Verständnis kein unüberwindliches Hindernis mehr bieten, vor allem ist uns jetzt der Weg klar vorgezeichnet, auf dem die Forschung mit erfreulichen Ausichten weiter fortzuschreiten vermag.

## „Der Weltkrieg in den Lüften.“

So nennt Rudolf Martin seinen „Kriegsroman“, den er unlängst (bei Bruno Vogler, Leipzig-Gohlis) ans Licht gebracht hat. Ein drohlicher Kauz, dieser abgejagte Regierungsrat! Nacht in Muffis durch Federfucherei. Heute dies, morgen jenes. Ist eine Art Sensationssticker. Reist in hochpolitischen Saisonartikeln. Nicht Wilzbrause mit Porter, preußischen Kartoffelschnaps mit russischem Zuchtenschnaps. Der Schreibfeller hat ihn vom regierungsrätlichen Drehschemel heruntergeschubst. Was tuts, denkt er wohl, wenn der Schreibfeller mich nur wieder in den Sattel bringt! Wenn ich's, so kalkulierte Herr Martin, einmal mit — Aeronautik versuchte? Kaum gedacht, fängts an, ihm im geehrten Hirtkasten zu rattern. Rudolf Martin fählt sich plötzlich in einen „Drachentiger“ verwandelt und heidi gehts nach oben.

Was entschleiert sich da seinem Seherauge? „Der Weltkrieg in den Lüften.“ Wann? Im Jahre des Heils 1915/16! Deutscher Michel, reiß die Guderlin auf! Erinnerst du dich der präherlichen Zeit, da „Deutschlands Zukunft auf dem Wasser“ lag? Papperlapapp. Aber jetzt weiß „man's“ in Berlin ganz genau:

„Unsere Zukunft liegt in der Luft!“ Der große Martin sagt es auf Seite 71 seines „unibertrefflichen Kriegstromans“. Das kam aber einfach so: Preußen — wohlgenutzt Preußen, das so schön für die Schulbildung sorgt, stand 1915 bereits an der Spitze aller Luftschifferstaaten. In Berlin hat es seinen Hafen für aeronautische Fahrzeuge; am Bodensee seine Zentralwerkstätten. Diese Flotte ist so gewaltig, daß sie die Sonne verdunkelt. Natürlich ist auch Deutschlands Marine die stärkste der Welt; und neben einer ungeheueren Luftarmee existiert eine noch größere Landtruppe, die gleichfalls luftflottentechnisch ausgebildet ist. Jetzt braucht Preußen keine Beleidigung John Bulls mehr einzustechen, wie Anno 1908/9, als Grübchen-Bülow Kanzler war, dem der Kaiser eines Morgens den Lauspaß gibt, um sich mal einen anderen

Reichskanzler zu kieren. Preußen-Deutschland an der Spree braucht aber auch ebenso wenig vor Frankreich oder Rußland zu zittern. Es erklärt also den Franzosen kurzerhand den Krieg. Als dessen Verbündete können die Engländer und Russen nicht anders, als ihrerseits Deutschland schredliche Fehde anzufügen. Der Tanz geht los. Oesterreich hält die Judesteinung in Schwach und wirft sie nieder. Italien — als dritter Mann im Stat — zieht gegen die Franzosen vom Leder. Im Handumdrehen hat die deutsche Phantasie-Luftflotte des Herrn Martin Paris, sodann alle französischen Grenz- und Seefestungen in Trümmerhaufen verwandelt. Mit England ist's schon ein bißchen schwieriger; es hat seine mächtige Ober- und Unterseeflotte. Dafür besitzt es nur eine belanglose Luftflotte. Preußen schießt die ganze britische Marine zusammen — wohlgemerkt immer von oben! London, Portsmouth usw. mit, und nimmt schließlich in Schloß Windsor den biden „Ede“, der noch gar nichts davon gehört hat, daß England besiegt worden ist, gefangen. Sind doch Nordsterls, diese fixen Preußen! Aber auch kein Wunder. Wilhelm II. als oberster Kriegs- u. z. u. Meer, zu Luft und zu Lande, der nach Herrn Martins hochweiser Sehergabe — Napoleon I. und Wilhelm der „Eroberer“ in sich vereinigt; sein Veltester als „Höchst-Kommandierender“ des Landheers dit to ein strategisches Genie ohne-gleichen, dazu all die genialischen Chefs der Generalstäbe: wer wolt! es dem Herrn Regierungsrat nicht aufs Wort glauben, daß wir 1916 die „erste Nation“ der Welt sein werden? „Auch die Kronprinzessin Cäcilie begleitete ihren Gemahl im Motorballon von Berlin aus bis Calais.“ Na also!

Sanct Martin war indes kein rechter Heiliger nach dem Herzen der famosen Reichsverbändler, wenn er nicht auch ein grimmig Gegenspiel erjomen hätte. Da der Krieg — laut seiner ziffermäßigen Aufstellung — dem Deutschen Reiche monatlich 700 Millionen Mark kostete, war am 1. Juli 1916 „die Reichsschuld um weitere 5 Milliarden angewachsen und betrug jetzt einschließlich der 8 bereits vorhandenen Milliarden nicht weniger als 11 Milliarden Mark“. Da mühte auch das „Elend unter der arbeitenden Bevölkerung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns“ fürchterlich werden. Dies „große Elend... sowie die Schrednisse des Krieges zeitigten ein ungeheures Anschwellen der Sozialdemokratie. Von Tag zu Tag nahmen die öffentlichen Umzüge der Arbeitslosen in Berlin und Wien, in Köln und Budapest einen immer höheren Charakter an...“ „Trotz der großen Erfolge der deutschen Waffen waren (!) neben der sozialistischen eine republikanische Bewegung in Deutschland in Gang gekommen. Gefährliche Agitatoren nationaldemokratischer Art predigten dem Volke, daß es ihm zu teuer komme, 19 regierende Familien zu unterhalten. Ohne sich zu den Prinzipien der Sozialdemokratie zu belennen, forderten sie die Abschaffung der Fürsten und die Errichtung einer einheitlichen demokratischen Republik.“

Es kommt aber schlimmer, sobald Herr Martin den — Not-Foller kriegt. „Jeden Abend fanden im Juli 1916 20 bis 30 öffentliche Versammlungen in Berlin statt, aber kaum eine ging ohne furchtbare Schlägerei und tödliche Verletzung auseinander.“ „Huh! „Arbeiterfrauen“ — wer denkt nicht an die „Hünen“ in Schillers Glode? — „und halbwüchsige Burschen führten das große Wort. Viele Frauen nahmen ihre hungernden und weinenden Kinder mit in die Versammlung. Dann zog man vor das Schloß oder das Reichskanzlerpalais. Die öffentliche Sicherheit war so gering, daß der Reichskanzler im Garten seines Palais unmittelbar hinter dem Hause beständig einen Motorballon und einen Drachensteiger zu seiner Verfügung hielt... Kein Mitglied der besitzenden Klassen ging nach 6 Uhr abends unbewaffnet auf die Straße. Wiberholt hatten Vollmassen von Zehntausenden in Berlin die Willen der Besitzenden gestürmt oder ganze (!) Fabriken demoliert.“

Haben wir soeben gehört, daß der neue Reichskanzler zur Spejis der „Flieger“ zählt, so erfahren wir einige Druckzeilen weiter, daß er's auch im Pfrafendreheln mit Grübchen-Bülow aufnehmen kann, auf den Herr Martin nicht gut zu sprechen ist. Denn „es gibt in der deutschen Marine überhaupt kein Kriegsschiff, welches den Namen des Fürsten Bülow trägt“ — so tief ist er in Unnade gefallen... Aber kein Nachfahre, ja der versteht's! Im Reichstag hält er, mit der Auflösungsorder in der Tasche, eine Rede. Sie gipfelt in dem alle bisherigen Wasser- und Luftfahrttheorien schlankweg über den Haufen werfenden Satz: „Unsere Zukunft liegt in der Luft“ und so mit Grazie weiter.

Wenige Stunden später ist Deutschland Sieger über England, wie kurz zuvor über Rußland und Frankreich. Europa, halb Asien

nebst Nordafrika krümmen sich zu seinen Füßen... Daß der bekannte Meteorologe und Aeronautiker Professor Hergesell vom Kaiser zu „ersten meteorologischen Erzellenz“ ernannt und daß der „Großadmiral und Generalfeldmarschall“ Graf Zeppelin sogar „gefürstet“ wird, ist sicher.

Was sollen wir nun aber mit Rudolf Martin anfangen? Gesezt: er nimmt seine Hirngespinnste ernsthaft, wofür die bombastische Glorifizierung der Hohenzollern zu sprechen scheint: dann hofft er wohl, daß auf ihn deren gnädiger Blick falle. Außerdem dürften auch die Reklamen für einige große kriegstechnische Industriefirmen in Deutschland lukrative Hintergedanken erwecken. Beide Spekulationen wären gar so übel nicht. Sei dem wie ihm wolle. Aber Krieg auf alle Fälle. In gewissen Kreisen, die den Ton zur Musik liefern, hört mans gar zu gern, wenn mit der Plemppe gerasselt wird; denn Krieg gilt ja in Preußen als kulturbeförderndes Mittel. Der englische Romanschriftsteller Wells ist allerdings anderer Ansicht. Wir desgleichen. E. K.

## Kleines feuilleton.

### Völkertunde.

Neues von den afrikanischen Seen. In der Londoner Geographischen Gesellschaft erstattete R. G. L. Bright einen Bericht über die Erforschung des Rumenzori und des afrikanischen Seengebietes, der unter anderem einige merkwürdige Sitten der Eingeborenen jener Gegenden schildert. Die Weiber des Wabira-Stammes tragen einen ungemein entstellenden Schmudgegenstand in der Oberlippe, in die sie eine hölzerne Scheibe von nicht weniger als 5-6 Zentimeter Durchmesser einfügen. Der Stamm ist von gefälligem Körperbau und sieht kulturell auf recht hoher Stufe. Namentlich die Töpferei- und Metallwaren zeigen einen hervorragenden Grad von Kunstfertigkeit. Sehr eigenartig sind ihre Begräbnissitten. Sie verbrennen ihre Toten nicht, sondern lassen die Leichen von den in ihrem Gebiete häufigen Hyänen verzehren. In Katanda an der Westküste des König Edward-Sees sind die Basongo anässig, die durch die große Anzahl der Löwen, die in dieser Gegend vorkommen, arg bedroht sind und dieser Gefahr dadurch ausweichen, daß sie sich stets auf den Gewässern des Sees aufhalten. Die zur Vantu-Gruppe gehörenden Basamba, die in den Wäldern um den Stullfluß hausen, haben kanibalische Gebräuche von ganz besonderer Art. Die Familien haben ein Austauschsystem der Kinder, von denen die jüngsten geschlachtet und verzehrt werden. Abgesehen davon werden sie jedoch als ein umgängliches Völkchen geschildert. Ihre Nachbarn sind ein Pygmäenvolk, die sogenannten Watwa-Zwerge, die durchschnittlich nur 1½ Meter groß werden und sich durch affenartig verlängerte Arme auszeichnen. Sie geben sich nicht die Mühe, Landbau zu treiben, sondern erspielen sich entweder ihre Nahrung oder stehlen sie bei ihren größeren Nachbarn. Sie jagen auch den Elefanten mit vergifteten Pfeilen und nähren sich dann solange von der mächtigen Beute, bis der letzte Fleischkecken von den Knochen genagt ist. Sie stellen eine außerordentlich niedere Stufe des Menschen dar.

### Astronomisches.

Das Ende eines unbekanntem Planeten. Abgesehen von der Zone der Asteroiden zwischen Mars und Jupiter, wo in jedem Jahr noch mehrere neue kleine Planeten entdeckt werden, haben die Astronomen nur noch in zwei Gegenden des Sonnensystems die Möglichkeit des Vorhandenseins bisher unentdeckt gebliebener Himmelskörper zugegeben, nämlich in äußerster Nähe und äußerster Ferne der Sonne. Es ist leicht verständlich, warum gerade in diesen beiden Zonen, d. h. innerhalb der Bahn des Merkur und außerhalb der Bahn des Neptun, dem Auge des Menschen ein Planet sich wohl entziehen könnte. Dort ist es die große Nähe der Sonne, deren Glanz einen nahe benachbarten Himmelskörper verdecken würde; hier ist es der große Abstand von der Sonne und somit auch von der Erde, der ihn zu einem äußerst kleinen und daher für unsere Fernrohre vielleicht überhaupt unerreichtbaren Objekt machen würde. Ueber den intramerkurialen (zwischen Sonne und Merkur angenommenen) Planeten scheinen die Akten jetzt geschlossen zu sein. Man konnte auf seine Entdeckung nur bei Gelegenheit einer vollständigen Sonnenfinsternis rechnen, und eine solche Gelegenheit hat im vorigen Jahre die von der Lidsternwarte nach der einsamen Flint-Insel im Stillen Ozean entsandte Expedition zur sorgfältigen Nachforschung benutzt. Professor Campbell, der Leiter dieser Expedition, hat jetzt in dem Bulletin der Lidsternwarte den Schluß gezogen, daß ein Planet in noch größerer Nähe der Sonne als der Merkur nicht vorhanden sein könne; zum mindesten würde er die auffallenden Störungen in den Bewegungen des Merkur nicht erklären können, aus denen man gerade auf seine Existenz geschlossen hatte. Den photographischen Hilfsmitteln, die bei der Suche benutzt worden sind, würde kein Planet, dessen Glanz auch nur der achten Größenklasse entsprechen würde, verborgen geblieben sein. Ein solcher würde aber nur 30-50 Kilometer Durchmesser haben, und es würde danach etwa eine Million solcher Himmelskörper nötig sein, um die Störungen im Bahnlauf des Merkur zu erklären.